

(Nachdruck verboten.)

9) Das Duell.

Roman von A. Kuprin.

Einzig autorisierte Uebersetzung von Adolf Gsch.

Es war, als ob etwas ganz Ungewöhnliches in Komaschow lebendig wurde; das ganze Zimmer schwankte vor seinen Augen. Der Brief war mit den festen, ausdrucksvollen, zarten Zügen geschrieben, die nur Alexandra Petrowna gehören konnten, so eigenartig, unregelmäßig und künstlich war die Schrift. Komaschow, der oft Villets's von ihr mit Einladungen zum Mittagessen oder zu einer Partie Bunt erhielt, hätte diese Schrift unter Tausenden wieder erkannt.

„... es ist bitter und schwer auszusprechen,“ las er unter Rajanskis Hand. „Aber Sie selbst haben alles darauf angelegt, unsere Bekanntschaft zu einem so traurigen Ende zu führen. Am allermeisten im Leben schäme ich mich der Lüge, die immer aus Feigheit und Schwäche entspringt, und werde Sie deswegen nicht belügen. Ich habe Sie geliebt und liebe Sie noch heute und weiß, daß ich mich nicht so bald und nicht so leicht von diesem Gefühle wieder freimachen können. Aber zuletzt werde ich dennoch den Sieg davon tragen. Was würde geschehen, wenn ich anders handelte? Meine Kräfte und Aufopferungsfähigkeit würden schon reichen, die Führerin, Wärterin und barmherzige Schwester eines unselbständigen, verkommenen, sittlich verwahrlosten Menschen zu sein, aber ich hasse das Gefühl des Mitleids und stets erniedrigender Schwäche, die alles verzeiht, und will nicht, daß Sie es in mir erwecken. Ich will nicht, daß Sie sich vom Almosen des Mitleids und hündischer Ergebenheit ernähren. Ein anderer Mensch aber können Sie nicht sein, trotz Ihres Verstandes und Ihrer schönen Seele. Sagen Sie auf Ehre, aufrichtig, Sie können nicht? Ach, teurer Wassili Nilytsch, wenn Sie doch könnten! Wenn! Mein ganzes Herz, all meine Wünsche streben ja zu Ihnen. Ich liebe Sie! Aber Sie selbst haben mich nicht gewollt. Für einen geliebten Menschen kann man die ganze Welt umkehren, und ich habe Sie doch nur um so wenig gebeten. Können Sie nicht?“

„Leben Sie wohl. Ich küsse Sie in Gedanken auf die Stirn... Wie einen Verstorbenen, weil Sie für mich gestorben sind. Ich rate Ihnen, diesen Brief zu vernichten. Nicht, weil ich etwas fürchte, sondern weil er für Sie eine ewige Quelle des Grams und quälender Erinnerungen sein wird. Ich wiederhole noch einmal...“

„Das Weitere interessiert Sie nicht,“ sagte Rajanski und nahm den Brief aus Komaschows Händen. „Das war ihr einziger Brief an mich.“

„Was wurde später?“ fragte Komaschow mühsam.

„Später? Später haben wir uns nicht mehr gesehen. Sie... zog irgendwohin fort und hat, glaube ich, geheiratet... einen Ingenieur. Das ist nebensächlich.“

„Und Sie waren niemals bei Alexandra Petrowna?“

Komaschow sprach diese Worte ganz im Flüstertone, aber beide Offiziere zitterten infolge der Worte und konnten lange den Blick nicht von einander losreißen. In diesen wenigen Sekunden wurden zwischen beiden gleichsam alle Schranken menschlicher List, Verstellung und Undurchdringlichkeit entfernt, und sie lasen sich gegenseitig frei in der Seele. Sie verstanden mit einem Male hundert Dinge, die sie bis jetzt für sich bewahrt hatten, und ihre ganze heutige Unterhaltung bekam plötzlich eine besondere, tiefe, gleichsam tragische Bedeutung.

„Wie? Sie auch?“ brachte Rajanski endlich leise mit einem Ausdruck unheimlicher Furcht in den Augen heraus. Aber er kam sofort wieder zu sich und rief mit krampfhaftem Lächeln: „Pst!, welches Mißverständnis! Wir sind ganz vom Thema abgekommen. Der Brief, den ich Ihnen gezeigt habe, ist vor hundert Jahren geschrieben, und diese Frau lebt jetzt irgendwo, weit fort von hier, vielleicht irgendwo im Kaukasus... Also, wobei waren wir stehen geblieben?“

„Ich muß nach Hause, Wassili Nilytsch. Es ist spät,“ sagte Komaschow aufstehend.

Rajanski hielt ihn nicht zurück. Man verabschiedete sich nicht kühl und nicht trocken, aber so, als schämte man sich vor

einander. Komaschow war jetzt noch mehr davon überzeugt, daß der Brief von Schurotschka geschrieben war. Beim Nachhausegehen dachte er die ganze Zeit über an diesen Brief und konnte selbst nicht recht begreifen, welche Gefühle er in ihm erweckte. Da war eifersüchtiger Neid gegen Rajanski — Eifersucht gegen die Vergangenheit, und dann eine Art triumphierendes, böses Mitleid mit Nikolajew, gleichzeitig aber auch eine neue Hoffnung — eine unbestimmte, nebelhafte, aber süße und lodende. Als wenn dieser Brief auch ihm einen geheimnisvollen, unsichtbaren Faden in die Hand gäbe, der in die Zukunft führte.

Der Wind hatte sich gelegt.

Die Nacht war voll tiefer Stille, und ihre Dunkelheit schien samtartig und warm. Aber in der schlaflosen Luft, in der Ruhe der unsichtbaren Bäume, in dem Duft der Erde war geheimnisvolles, schöpferisches Leben zu spüren. Komaschow ging dahin, ohne den Weg zu sehen, und es kam ihm immer vor, als wenn etwas Mächtiges, Erhabenes, Fremdartiges ihm mit heißem Atem ins Gesicht wehte. Und in seiner Seele war eifersüchtiger Kummer über seinen einstigen so hellen und unwiederbringlichen Kinderfrühling, war stiller, nicht böserartiger Neid gegen seine reine, zärtliche Vergangenheit...

Zu Hause fand er einen zweiten Brief von Kaisa Alexandrowna Peterson. Sie schrieb in albernem, erhabenem Stil von einem hinterlistigen Betruge, schrieb davon, daß sie alles verstände, und schrieb von allen Schrecken der Rache, deren ein verwundetes Weiberherz fähig sei.

„Ich weiß, was ich jetzt zu tun habe!“ hieß es in dem Briefe. „Wenn ich nicht infolge Ihrer gemeinen Handlungsweise an der Schwindsucht sterbe, so, glauben Sie mir, werde ich es Ihnen grausam heimzahlen. Vielleicht glauben Sie, niemand weiß, wo Sie all Ihre Abende zubringen? Blinder Tor! Auch die Wände haben Ohren. Mir ist jeder Ihrer Schritte bekannt. Aber trotz Ihres Neuzeren und Ihrer schönen Nebensarten werden Sie dort nichts erreichen, außer daß N. Sie zur Tür hinausjagt wie einen Hund. Mit mir rate ich Ihnen vorsichtiger zu sein. Ich gehöre nicht zu den Frauen, die zugefügte Beleidigungen verzeihen.“

Ich bin im Kaukasus geboren.

Und weiß den Dolch gar wohl zu führen!!

früher Ihre, jetzt niemandes

Kaisa.

P. S. Seien Sie unbedingt Sonnabend auf der Reimion. Wir müssen uns erklären. Ich reserviere Ihnen die dritte Du...drille, aber das hat jetzt nichts mehr zu bedeuten!“

N. P.“

Dummheit, Gemeinheit, ein ganzer Provinzhump und böses Geflatz wehte Komaschow aus diesem unorthographischen, abgeschmackten Briefe an. Und er selbst kam sich von Kopf bis zu Füßen wie mit schwerem, nicht wieder zu entfernendem Schmutz bedeckt vor, der infolge dieses fast ein halbes Jahr andauernden Verhältnisses mit einem ungeliebten Weibe an ihm haften geblieben war. Er legte sich, gleichsam erdrückt und niedergeschmettert von den Ereignissen des Tages, ins Bett und dachte, schon beim Einschlafen, über sich selbst in den Worten, die er am Abend von Rajanski gehört hatte:

„Seine Gedanken waren grau, wie Soldatentuch.“

Er schlief schnell ein und versank in einen schweren Schlaf. Und wie das in der letzten Zeit immer nach traurigen Ereignissen mit ihm geschah, sah er sich im Traume als kleinen Knaben. Da war kein Schmutz, kein Gram, kein einseitiges Leben mehr, im Körper wohnte kühne Entschlossenheit, seine Seele war hell und rein und spielte in unbewußter Freude. Und die ganze Welt war hell und rein, und mitten in ihr glänzten die lieben, bekannten Straßen Moskaus in dem schönen Glanze, den man nur im Traume sehen kann. Jrgendwo, am äußersten Ende dieser frohlockenden Welt aber, weit hinten am Horizont, war ein dunkler, böserartiger Fleck zurückgeblieben: Da lag das graue, traurige Städtchen mit dem schweren, langweiligen Dienste, mit Koitenichulen, Saufgelagen im Kasino, mit dem lästigen, widerwärtigen Liebesverhältnis, mit dem Gram und der Einsamkeit. Das ganze Leben klang und leuchtete vor Freude, aber der dunkle, feindselige Fleck lauerte heimlich, wie ein schwarzes Gespenst auf Komaschow

und wartete, bis an ihn die Reihe käme. Und in seiner Einsamkeit meinte der kleine Komatschow — der reine, sorglose, unschuldige — leidenschaftlich über seinen älteren Doppelgänger, der in der bösen Finsternis gleichsam zerfloß und verschwand.

Mitten in der Nacht wachte er auf und bemerkte, daß sein Kopfkissen feucht von Tränen war. Er konnte sich nicht gleich zurückhalten, und sie liefen noch lange in warmen, feuchten, schnellen Strömen über seine Wangen.

6.

Mit Ausnahme weniger ehrgeiziger Streber ertrugen alle Offiziere den Dienst wie einen ihnen aufgezwungenen, unangenehmen, widerwärtigen Frondienst, der sie bedrückte und den sie nicht liebten. Die jüngeren Offiziere kamen schulgungsmäßig zu spät zum Dienst und drückten sich sachte, wenn sie wußten, daß man sie dafür nicht fassen konnte. Die Rottenkommandeure, meistens Leute mit großer Familie, die, im Sumpf ihrer häuslichen Verhältnisse, durch die Romane ihrer Frauen vollständig in Anspruch genommen waren, stöhnten unter dem Druck grausamer Armut und dem Leben über ihre Mittel sowie unter der Last übermäßiger Ausgaben und hoher Wechsel. Sie häuften Schulden auf Schulden, borgten an einer Stelle, um an einer anderen zu bezahlen; viele kamen dahin, und zwar meistens auf Andrängen ihrer Frauen, aus der Regimentskasse oder von dem Gelde, das Soldaten für freiwillige Arbeiten zukam, Summen zu entnehmen; andere hielten Monate, sogar Jahre lang Soldaten-Geldbriefe zurück, die sie vorchriftsmäßig hätten abliefern müssen. Einige lebten nur vom „Wint“, „Stob“ und „Landsknecht“; mancher spielte falsch — man wußte das wohl, blickte aber durch die Finger. Dabei tranken alle stark: sowohl im Kasino, wie bei gegenseitigen Besuchen; andere, wie Sliwa, tranken in der Einsamkeit.

Auf diese Weise konnten die Offiziere sich gar nicht ernstlich mit ihren dienstlichen Obliegenheiten beschäftigen. Den ganzen inneren Mechanismus der Kotte hielt meistens der Feldwebel in richtigem Gange; er besorgte die ganzen Schreibangelegenheiten und hielt den Rottenkommandeur unmerklich, aber fest in seinen miszulösen wohlverfahrenen Händen. Zum Dienst gingen die Rottenoffiziere mit demselben Widerwillen wie die Subalternen, und sie nahmen die Fähnriche nur um ihr Prestige zu wahren, selten aus ehrgeizigem Dünkel, bisweilen etwas heran.

Die Bataillonskommandeure taten namentlich im Winter so gut wie gar nichts. Es gibt im russischen Heere zwei solche Zwischenposten — den des Bataillons- und Brigadefeldwebels: diese beiden befinden sich stets in ganz unbestimmter und untätiger Lage. Im Sommer müssen sie wenigstens Bataillonsererzieren vornehmen, an den Regiments- und Divisionsübungen teilnehmen und die Strapazen des Manövers auf sich nehmen. In ihrer freien Zeit aber saßen sie im Kasino, lasen hartnäckig den „Zwaliden“ (ein Militärblatt), stritten sich über das Avancement, spielten Karten, gestatteten den jüngeren Offizieren gern, sie zu bewirten; veranstalteten bei sich zu Hause gefellige Abende und bemühten sich, ihre zahlreichen Töchter an den Mann zu bringen.

Vor den großen Besichtigungen aber strengten alle von oben bis unten sich übermäßig an und plackten sich gegenseitig. Dann gab es keine Erholung mehr; man wollte durch überzählige Dienststunden und angestrenzte, freilich sinnlose Energie die verlorene Zeit wieder einholen. Mit den Kräften der Soldaten rechnete man nicht; die Leute wurden vollständig ausgepumpt. Die Rottenkommandeure zwiebelten und dämpften die jüngeren Offiziere, die ihrerseits wider-natürlich und gemein schimpften; die Unteroffiziere, die vom Schreien heiser waren, schlugen grausam. Uebrigens schlugen nicht allein die Unteroffiziere. Solche Tage waren ein richtiges Leiden, und von der Sonntagserholung mit ein paar Stunden Schlaf träumte das ganze Regiment vom Kommandeur bis zum letzten struppigen, schmutzigen Burtschen, wie von einer Paradieseswohlat.

In diesem Frühjahr bereite man sich mit verstärkter Behemung zur Maiparade vor. Aus zuverlässiger Quelle war bekannt geworden, daß der Korpskommandeur die Besichtigung vornehmen würde — ein General, der hohe Anforderungen stellte, der in der militärischen Weltliteratur durch seine Schriften über den Karlistenkrieg und den deutsch-französischen Feldzug 1870 großes Ansehen genoß, an dem er als Volontär teilgenommen hatte. Noch weit größeren Rufes erfreuten sich seine im Lapidarsstil Suworows gehaltenen

Tagesbefehle. Untergebene, die sich vergangen, fertigte er in diesen Tagesbefehlen mit saftigem, derbem Sarkasmus ab, den die Offiziere weit mehr fürchteten als Disziplinarstrafen. Deswegen ging in den Rotten jetzt schon vierzehn Tage lang eine hastige, fieberhafte Tätigkeit vor sich, und die Sonntage wurden gleichmäßig ungeduldig von den ermüdeten Offizieren wie von den ausgemergelten, verdümmten Soldaten erwartet.

Für Komatschow aber ging, wegen seines Arrestes, der ganze Reiz dieser süßen Erholungszeit verloren. Er stand sehr früh auf und konnte dann trotz allem Bemühen nicht einschlafen. Er kleidete sich träge an, trank ohne Appetit Tee und schrie einmal sogar deswegen Hainan an, der wie stets lustig, munter und plump wie ein junger Hund heritmlief.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Meistersinger.

Vor einigen Tagen ist in Berlin ein Gedichtbuch erschienen, für die Ewigkeit ausgestattet, starkes Papier, goldener Schnitt, jedes Gedicht auf einem besonderem Blatt, bestünde es auch nur aus zwei Zeilen. Der Poet, der diese Gesänge verübt, hat alle Reime bereits durch den Tod gebüßt. Wer die geheimen Liebhabereien aber in die Deffentlichkeit trieb und ihnen dies pompöse Gewand anhängte, der muß doch wohl des Glaubens sein, ein Großer im Reiche der Lyrik sei neu entdeckt. Oder sollen die Gedichte nur Befehniswert haben, sollen sie biographische Zeugnisse sein, nicht Vereicherungen der Kunst? Auch solcher Anspruch kann nicht geltend gemacht werden. In den tausend Reimen findet sich kein individuelles Gefühliches, kein noch so bescheidenes Erlebnis.

Troydem ist das Buch mit dem ernsthaften Apparat der Universtätsliteratur versehen. Vorn eine steif feierliche Einleitung mit Daten und Charakteristik; hinten ein Anhang, in dem die Quellenangabe und Varianten wichtig verzeichnet werden und wo wir genau erfahren, in welchem Augenblick eines der Gedichte das Licht der Welt erblickt, ob es mit Bleistift oder mit violetter Tinte geschrieben, ob auf Quartbogen oder Oktav, auf blauem Postpapier oder weißen Blättern. Kurz diese bisher unbefamte Lyrik ist mit einem Anhub in die Weltliteratur, in das Himmelreich der Klassiker geworfen worden.

Für den Erwecker einer großen öffentlichen, nicht literarischen, deutschen Kunst war die Lyrik als solche nicht eine Kunst der Deffentlichkeit, sondern lediglich der Ausdruck privater Mitteilung im Fremdeskreise, gedruckte Lyrik vollends ein Widersinn und eine Verirrung des öffentlichen Kunstgeistes, so erzählt der Herausgeber. Mit anderen Worten: Der Erzeuger der erwähnten Reime verstand unter Lyrik die Postkarten-, Fremdenbuch- und Depeschenpoesie, jene Ausdrücke gehobener Stimmung, wo einem nichts Profaisches mehr einfällt und deshalb Reimerien den Sinn ersetzen müssen. Das Zeug zu drucken ist allerdings ein Widersinn — aber warum soll man nicht auch mit dem Widersinn buchhändlerisch spekulieren!

Indessen der Herausgeber will mehr als läppische Reime gesammelt haben. Er schwelgt: „Das Ich, in welchem diese Vorgänge (die achtundvierziger Bewegung, der Krieg von 1870/71) ihren Widerhall finden, ist zugleich der lebendige Kern und Mittelpunkt all seines Schaffens und Gestaltens. Daher der unwiderstehliche Zauber der Originalität, des Persönlichen auch in der kleinsten dieser Kundgebungen, die Fülle tiefmühsigen Ernstes und nie versiegenden Humors, die volle, ununterbrochene und unnachahmliche Eigenart des Genies, aus deren Tiefen heraus er gleicherweise den Ton findet, um zu klingen und zu künden zu sprechen“ usw. Das ist etwas viel auf einmal, und wir sind sehr im Zweifel, ob man einem Shakespeare und Goethe mit Recht eine solche Universalität genialer Vorzüge nachrühmen dürfe. Aber der Herausgeber bringt noch tiefer ein in seinen Helben. Der Dichter hat also auch zu klingen geredet und bringt „im Anschluß an die verschiedenen Phasen dieses einzig dastehenden Verhältnisses, die ganze Scala der Ausdrucksfähigkeit seiner Sprache, seines Verleses zur Anwendung“ — schwärmt der Herausgeber. Und dann folgen volle 106 Beweise für dieses Gutachten. Blättern wir in den Beweisstücken:

Das erste Gedicht stammt aus dem Jahre 1840, das letzte aus dem Jahre 1882, ein gutes Stück Weltgeschichte liegt somit zwischen dem frühesten und dem spätesten Reim. In die deutsche Kinderstube des Vormärz führt gleich das dritte Poem. Der Verfasser, wie man gleich erkennen wird, ist ein Sachse, der ein wenig launisch in der Auswahl seiner politischen Ueberzeugungen ist. Während er noch am 15. Dezember 1840 früh um 7 Uhr bei der Ueberführung von Napoleons irdischen Ueberresten nach Paris dem traditionellen Bonapartekult frönt, dichtet er wenige Jahre später einen „Gruß seiner Treuen an Friedrich August den Geliebten bei seiner Zurückkunft aus England den 9. August 1844“. Darin versichert er:

„Im treuen Sachsenland
ertönt die frohe Kunde,
von Englands fernem Strand
sein König kehrt zurück;

ſie klingt wie Jubelton,
ſie geht von Mund zu Munde,
der Vater preiſt dem Sohn,
daß Kind dem Greis das Glück.

Wir verſehen wohl nicht die Abſichten des Herausgebers, wenn wir vermuten, daß dieſe vaterländiſch-sächſiſche Lyrik den „unwiderſtehlichen Zauber der Originalität“ zum Ausdruck bringt.

Wieder ein paar Jahre ſpäter nimmt des Poeten Reimluſt eine andere Wendung. Mit demſelben Zauber des Perſönlichen, wie er in Treuen Friedrich Auguſt den Geliebten feierte, bedichtet er die Revolution:

Aus Frankreich ſcholl der Freiheitsruf,
wir haben ihn nachgeſprochen;
die Wande, die uns Knechtſchaft ſchuf,
ſie werd' von uns zerbrochen.
Dem Sturm konnte keiner wehren,
und was er traf, das fiel:
die uns gekränkt der Freiheit Ehren,
die fanden ſchnell ihr Ziel.

Sie ſchwiegen ſtill, die ſonſt ſo laut,
die Herrn Ariſtokraten;
doch heimlich noch ihr Sinn vertraut
den Herrn vom Wein und Braten.
Die feiſten Herrn vom Wein und Braten
ſie haben Geld und Gut,
ſie zahlen Büttel und Soldaten,
daß das nur ſicher ruht.

Inmerhin erhebt die ſtürmiſche Zeit ſelbſt dieſen elendſten Reimjäger über ſich ſelbſt. 1849 feiert er die „Not“, zwar nicht mit dem Zauber des Perſönlichen, aber in empfundenen Verſen:

Sie haben Kapital und Renten
und lieben ſehr den Staat,
darin ſie leben von Prozenten
und ernten ohne Saat,
ſie treiben Künſt' und Wiſſenſchaften,
vergnügen ſich am Tugendhaften,
und leben bis zum Tod —
ohn' Dich zu ſehen Not!

Und der Rebell ſchließt ſeine Aufreizungen:

Dem über allen Trümmerſtätten
blüht auf des Lebens Glück:
es blieb die Menſchheit frei von Ketten,
und die Natur zurüd.
Natur und Menſch — Ein Elemente!
vernichtet iſt, was je ſie trennte!
Der Freiheit Morgenrot —
entzündet hat — Die Not!

Selbſt einen Staatsanwalt verreimt er in jenen Zeiten grimmig und erfreulich boſhaft:

Der tod iſt tot, ihn bringſt du nicht zum leben,
und was da lebt, du bringſt es doch nicht um;
nicht gold'ne Lebensfäden magſt du weben
aus dem, was je verblühen war und ſtumm:
und kamſt du nun vom tode nichts erwerben,
ſag', was beſonnteſt du für dein täglich ſterben?

Der tüchtigen Lola Montez des Bayernkönigs zu Ehren verhumzt er derb Goethe:

Das unbegreifliche
hier bleibt es wunder;
daß ewig-weibliche
bringt uns herunter.

Man muß nicht vergeſſen: Der Dichter iſt Sachſe!
Fünfzehn Jahre ſpäter aber liegt der Stürmer psalmodierend in den Armen vom Nachfolger des Aushälters der ſpaniſchen Dirne. Und nun dichtet er:

O König! Holder Schirmherr meines Lebens!
Du höchſter Güte wonnereicher Hort!

Das iſt die erſte Probe, in der ſich die ganze Stala der Ausdrucksfähigkeit ſeiner Sprache entfaltete!

Ein Jahr darauf, am 20. Geburtstage ſeines Königs, dichtet er ihm Aug in Aug:

Geboren iſt ein Heiland Deutſchlands Söhnen:
Heut feiert er ſein zwanzigſt Erdenjahr!

Im deutſch-franzöſiſchen Kriege iſt er vollends zum Hurraſänger geworden:

Heil! Heil dem Kaiſer!
König Wilhelm!
Aller Deutſchen Hort und Freiheitswehr!

Der Lyriker iſt jetzt ein berühmter Mann, was Wunder, daß er ſich jetzt in den nie verſiegenden Humor einarbeitet:

Ja, ja, es war im Mai,
da war ich auch dabei.
Man zog mich bei den Ohren,
drum bin ich muſikaliſch geboren,

Dieſe volle, unverwechſelbare und unnachahmliche Eigenart des Genies fällt eine ganze Seite. Ebenſo ſchallhaft dichtet er den Herzog von Meiningen an:

Ich kenne viele Meinungen,
Aber nur ein Meiningen.
Es giebt viele, die über mich herzogen,
Doch gibt's nur einen Herzog!

Welche Maßnahmen der Herzog getroffen, nachdem er dieſen Wit erhalten, iſt der Geſchichte nicht überliefert worden.

Da es ihm ſeine Mittel jetzt erlauben, ſingt er ſeinen König auch telegraphiſch an:

Und abermals ſtrahlte die Sonne:
es dankt Geburtstags-Wonne.

Für ſolche in zwei Zeilen enthaltene Fülle tieffinnigen Ernſtes iſt abermals eine ganze Seite aufgewandt. Ueberhaupt fangen die Zwei-Zeiler an die Form ſeines Genies zu werden:

Von drei gleichen Exemplaren:
Sollſt du das jüngſt wahren.

Wiederum eine ganze Seite in unſerem Gedichtbuch! Unverwechſelbar in ſeinem tieffinnigen Ernſt und dem nie verſiegenden Humor iſt auch die folgende Lyrik:

Ich und der Doktor Luther,
Trug jeder ein Häſchen klein!
Ihm beſchmugt' es das Kermel-Zutter,
Daß meinige lieb er reit,
Wie mag das ſein?

Und zum Schluß noch einmal an den König telegraphierte Dichtkunſt:

Dritter Mai! Holder Mai!
Dir ſei mein Lob geſendet:
Winters Herrſchaft iſt vorbei
Und Pariſal vollendet!

Der wahrſinnige König, dem man Gips für Marmor hante, wird wohl auch in dieſem heiferen Ausruferſchrei eine Kundgebung des Genies wahrgenommen haben.

Das letzte Gedicht führt auf die Spur des unſeligen, nach ſeinem Tode windelweich geprügelten Dichters: Es iſt Richard Wagner, deſſen Lyrik ſeine übel beratene Familie durch Herrn C. Fr. Glafenapp hat veröffentlichen laſſen. So gewiß es keine Schande iſt, wenn ein großer Muſiker ein jämmerlicher Verſeher iſt, ſo grauſam iſt es, wenn man ihn noch im Grabe der allgemeinen Lächerlichkeit preis giebt. Richard Wagner iſt durch dieſe Publikation ärger mitgeſpielt als ſeinem Bedrucker, deſſen Meifterſingerei immer noch die Künſte ſeines Schöpfers gewaltig überragt. Wie kam man aber auf dieſen verbrecheriſchen Ull? Es iſt entweder eine zu ſchlaue Spekulatation auf den großen Namen oder ein Beweis, daß die Heroenverehrung dumm und blöde macht. Vielleicht iſt es auch beides: Der liſtige Kaufmann iſt mit dem Narren des Geldenkults brüderlich gegangen!

So.

Kleines feuilleton.

sr. Auf Umwegen. Baumeiſter Ruprecht ſaß rechnend, mit heiferem Stimm, in ſeinem Zimmer, als Bohrs, der Verwalter eines der Ruprechtſchen Häuſer, eintrat: „So, da bin ich, Herr Baumeiſter. Sie haben mir 'ne Karte geſchrieben —“

„Ja, Bohrs, hören Sie mal: Das iſt 'ne nette Geſchichte!“

„Was denn?“ Bohrs fiel aus den Wolken.

„Sie werden es ſchon wiſſen! Mir ſind da Gerüchte über Sie zu Ohren gekommen, Gerüchte —! Ja, aber Bohrs, man muß doch auf ſeine Reputation halten. Man muß den Anſtand wahren und auch etwas Rückſicht auf ſein Amt nehmen. — Donnerwetter nicht noch mal!“

„Wenn ich bloß erſt wüßte —“

„Sie ſind in ewiger Geldverlegenheit. Wollen Sie das beſtreiten?“

„Ne.“ Bohrs ſah ihn lächelnd an. „Das kann ich nicht beſtreiten, will ich nicht und brauch ich auch nicht. Denn mit Verlaub, Herr Baumeiſter, das iſt meine Sache.“

„Nicht ganz. Sie pumpen Gott und die Welt an. In Ihrer ganzen Nachbarſchaft ſpricht man von weiter nichts als von Ihren Schulden —“

„Na — nu!“ Bohrs hob beſchwichtigend die Hand.

„Bitte — ich hab da einen Brief — wo iſt er nur gleich — wohl verlegt — ja, ich hab da irgendwo einen Brief, worin ſich einer Ihrer Gläubiger bitter beklagt und von mir erwartet, daß ich Ihnen ins Gewiſſen rede. Sie ſollen beim Väter, beim Schlächter, beim Kaufmann und wer weiß wo noch, bis über den Hals in der Kreide ſteden.“

„In der Kreide ſted ich — aber höchſtens bis ans Knie, Herr Ruprecht. Seit lehtes Vierteljahr nämlich, ſeit ich Hausverwalter bei Ihnen bin. Mit dem ſogenannten Gehalt —“

„Sogenannt? Wieſo ſogenannt?“

„Na, es iſt einfach nicht menſchenmöglich, das alles zu machen, was Sie dafür verlangen. Das geht ja auf keine Kuhhaut, Vier

Treppenaufgänge! Den Hof, den Vorgarten sauber halten. Die Miete einzulassieren. Mahnen. Bald hierhin rennen, bald dahin rennen — nee, Herr Baumeister, es ist wirklich 'n Wunder, daß ich nicht noch mehr Schulden habe."

"So! Sie machen doch noch Privatarbeiten als Tapezierer."
"Wieviel denn? Muß ich nicht fortwährend in Ihrem Hause heistern?"

"Das bezahle ich auch extra."
"Ach Gott, was Sie schon bezahlen, Herr Baumeister! Das trägt ne Raße auf'n Schwanz weg, da braucht sie noch nicht zweimal zu gehn."

"Ja, erlauben Sie mal, Bohrs. Wenn ich die Arbeiten so bezahlen soll wie bei irgend einem Meister, dann brauch ich keinen Tapezierer als Hausverwalter. Dann setz ich mir'n Schuster oder Schneider hin, geb ihm Stube und Küche im Keller und die Hälfte von was Sie kriegen und hab noch 'n schönen Dank davon!"

Ruprecht lehnte Bohrs mit einer entschiedenen Handbewegung den Rücken und schraubte heftig. Dann stopfte er das Taschentuch in die Brusttasche: "So geht das nicht weiter. Schuldenmachen, in aller Leute Mäuler sein und —"

"Nee," fiel Bohrs ein, "so geht's nicht weiter. Und ich hab mir gleich vorgenommen, als Ihre Karte kam: diesmal sagst du's ihm. Das sogenannte Gehalt muß größer werden, Herr Ruprecht, und für meine Tapezierarbeiten im Hause verlange ich den regulären Lohn."

"Was?" Ruprecht hielt die hohle Hand ans Ohr. Dann tippte er sich mit dem Zeigefinger an die Stirn: "Ha?"

"Gott," sagte Bohrs, "das kann ich auch machen."
"Sie alter Schuldenmajor, arbeiten Sie doch mehr", rief Ruprecht.

"Gewiß," entgegnete Bohrs höhnisch, "vierundzwanzig Stunden und noch zwei Ueberstunden auf'n Tag, was? Nee, Herr Baumeister! Aber, wissen Sie was?" Er fuhr mit dem Finger unter der Nase hin und ließ einen Pfiff ertönen: "Zum nächsten Ersten, verstanden?"

"Sie haben ein Jahr Kontrakt." Es sollte drohend klingen. Dann trat der Baumeister auf den Verwalter zu und sagte freundlich: "Machen Sie keine Geschichten, Bohrs. Wir verstehen uns doch ganz gut. Bis auf die verdammten Schulden. Schulden darf ein anständiger Mensch nicht machen. Mehr geben kann ich auch nicht. Ich kann es nicht, Bohrs. Mir bleibt so schon nichts übrig. Also schränken Sie sich ein und retten Sie auf irgend eine Weise Ihr moralisches Ansehen. Denken Sie doch mal: es sind schon Mieter hier gewesen, die sich danach erkundigten, ob Sie auch pünktlich die Mieten ablieferten."

"Das ist nicht wahr!" schrie Bohrs.
"So wahr ich hier sitz!" Ruprecht lächelte verlegen. "Gewiß, bis jetzt ist noch nichts passiert."

"Was soll denn passieren?!"
"Sie nehmen an jedem Ersten über tausend Mark ein. Wenn ein Mensch in Verlegenheit ist —", er schwieg, als er dem Blicke Bohrs begegnete. Und setzte schnell hinzu: "Gut, gut; ich will nichts gesagt haben. Nicht etwa, daß ich Sie beleidigen wollte, daß ich Ihnen so etwas zutraute, — wir bleiben die Alten, was, Bohrs?" Er streckte ihm die Hand hin.

Wenn Sie zuliegen."
"Ich sage Ihnen doch: Ich kann's nicht! Wahrhaftig nicht! Die Häuser sind überlastet! Die Handwerker schreien noch! Die Hypotheken wollen verzinst sein! Es ist zum Rasendwerden, so sitze ich drin! Bis an den Hals sitze ich drin!" Er erschrak plötzlich vor seinen eigenen Worten, nahm ein verlegenes Lächeln an und sagte: "Na ja, was nützt es, Bohrs, zu schwindeln. Unter uns gesagt: ich habe mehr Verpflichtungen als Haare auf dem Kopf!"

"Was?" Der Verwalter tat sehr entrüstet: "Sie haben Schulden, Herr Baumeister?"
"Ach was, Schulden! Schulden ist was anderes." Und als Bohrs lachte, fügte er hinzu: "Aber das müssen Sie doch einsehen. Ihre Schulden und meine Schulden lassen sich nicht vergleichen."
"Nee," lachte Bohrs, "das glaub ich selber. Aber wo bleibt da das moralische Ansehen?"

"Ach, quadeln Sie doch —! — Noch eins, Bohrs, ehe Sie gehen: vom nächsten Ersten werde ich die Mieten selbst einzulassieren —"

"Ei, sieh da!" Bohrs setzte sich den Gut auf.
"Es ist bloß, damit die Mieter sich nicht beunruhigen. Nicht etwa, daß ich gegen Sie —"
"Also selber!" Bohrs streckte die Hände in die Hosentaschen. "Jetzt verreck ich! Angst haben Sie! Angst, daß ich durchgehe und Sie mit Ihren Schulden sitzen lasse. Na, also, Herr Baumeister, dann scheuern Sie man auch vom nächsten Ersten die Treppen! Adios!"

"Aber, Bohrs, hören Sie doch. Ich meine —"
Eine Tür fiel krachend vor der Nase des Baumeisters ins Schloß. —

Völkerkunde.

— Von der aussterbenden Sprache der Juralghiren im Nordosten Sibiriens hatten wir bisher sehr ungenügende Kunde. Durch russische Reisende und Beamte, namentlich durch Baron v. Nordell (1870) waren einige hundert Wörter bekannt geworden, welche der Akademiker Schiefner bearbeitete, woraus man schon damals erkannte, daß die Juralghirensprache isoliert da-

steht zwischen der sogenannten ural-altaischen Gruppe der sibirischen Idiome. Daß wir jetzt besser über diese merkwürdige Sprache unterrichtet sind, verdanken wir zwei Expeditionen des Forschers Dr. Waldemar Jochelson, welcher 1895 bis 1897 im Auftrage der russischen Geographischen Gesellschaft und 1900 bis 1902 auf Kosten Zetjuss für das New Yorker Amerikanische Museum der Naturgeschichte sich bei den spärlichen Resten der Juralghiren aufhielt, deren Sprache man schon als erloschen betrachtete. Jochelson fand, daß jetzt noch das Juralghirische in zwei Mundarten geredet wird, die aber bald ausgestorben sein werden, da das Völkchen je nach der Nachbarschaft die russische, tungusische oder jakutische Sprache angenommen hat. Die eine Mundart des Juralghirischen wird am Kolymaflusse und einigen Nebenflüssen geredet; die zweite zwischen der unteren Lena und Kolyma. Jochelson hat 150 Texte und ein Wörterbuch von 9000 Wörtern mitgebracht. — („Globus").

Medizinisches.

Hr. Der Heilwert der Weintrauben. Bei einer großen Anzahl von Krankheiten werden die Weintrauben ärztlicherseits in Form der sogenannten Traubenkuren verordnet. Als wichtigste dieser Krankheiten sind die Lungentuberkulose, die Lungenblähung, Lebererkrankungen, Magendarmstörungen, sowie der Blasenkatarrh anzuführen. Eine Traubenkur darf aber nicht schematisch durchgeführt werden, sondern, je nach der Art der Krankheit und der Konstitution des Patienten, sind spezielle Vorschriften bezüglich der Menge der zu genießenden Trauben notwendig, weil letztere, je nach der Quantität der genossenen Früchte, physiologisch verschiedene Wirkungen entfalten. So wirkt die Traube, täglich in einer Menge von 1—1½ Kilo genossen, ernährend und das Körpergewicht erhöhend, in größeren Mengen befördert die Traubenkur den Stoffumsatz und führt mehr oder weniger gelinde ab. Immer ist bei der Traubenkur eine kräftige Diät notwendig, sonst wirkt sie zehrend auf den Organismus. Ihre Wirksamkeit beruht auf dem Gehalt an Traubenjaft, der neben Wasser hauptsächlich Traubenzucker, etwas freie Säure, Eiweiß und Pektin enthält. Von Salzen weist der Traubensaft Kali, Phosphorsäure, Kalk und Magnesia auf. Will jemand eine Traubenkur gebrauchen, so müssen sich seine Verdauungsorgane, da an dieselben große Ansprüche gestellt werden, in gutem Zustande befinden. Es sollen nur solche Trauben genossen werden, welche sich durch hohen Traubenzuckergehalt auszeichnen; es kommen daher vor allem die Trauben gewisser Rheinorte, sowie der am Genfersee und in Südtirol gelegenen Traubenorte in Frage. Die Dauer der Kur beträgt durchschnittlich vier Wochen und es kommen für dieselben die Monate September, Oktober und November in Betracht. —

Humoristisches.

— Der Farbenü. „Ihr Fräulein Tochter sah beim Blumenkorso recht melancholisch aus!"
"Na ja . . . se hat 'n besser'n Weltschmerz!" —
— Die höhere Instanz. Polizist: „Bitte weiterzugehen! In dieser Ecke dürfen Sie nicht stehen bleiben."
Bürger: „Meine Frau hat aber ausdrücklich gesagt, ich solle hier warten!" —
— Bei der Premiere. „Sie, Herr Nachbar, wachen Sie auf — Ihr Stück fällt durch!" —
(„Fliegende Blätter".)

Notizen.

— Die Tagebücher von Otto Erich Hartleben werden zurzeit für eine nahezu vollständige Herausgabe in Buchform vorbereitet. Herausgeber ist Dr. F. F. Heitmüller. —
— Unter dem Titel „Hilligenlei" erscheint im Herbst bei G. Grote, Berlin, ein neuer Roman von Gustav Frenssen. —
— Erfolg hatten bei der Uraufführung: „Ich lasse Dich nicht" von Heinz Lohvotz im Stadt-Theater zu Leipzig; Dhorns dreiaktiges Schauspiel „Unlösbar" im Chemnitzer Stadt-Theater; die Tragödie „Herodes" von Stephan Phillip im Stadt-Theater zu Dortmund. —
— Die erste Novität des Neuen Theaters wird ein neues Schauspiel von Bernhard Shaw, „Cäsar und Kleopatra" sein. —
— Die große, goldene Medaille der Großen Berliner Kunstausstellung 1905 erhielten der Maler und Radierer Ferdinand Schmuyl in Wien und der Maler Franz Starbina in Berlin; die goldene Medaille: der Bildhauer Artur Lewin-Funde in Charlottenburg, der Bildhauer Eduard Heyrer in München, der Maler Hermann Schaper in Hannover und der Maler Moriz Köbbecke in Berlin. —
— Professor Paul Mohr ist zum Direktor der Berliner Kunstschule ernannt worden. —
— Im Salon Cassirer wird heute eine Kollektiv-Ausstellung von Werken von Claude Monet eröffnet. —